



Häuserkampf im „Globalen Dorf“- Anmerkungen zur urbanen Kriegführung westlicher Streitkräfte

Dr. Stephan Maninger

Die fortwährende Urbanisierung der Menschheit, die bis 2010 zu drei Vierteln in Städten wohnhaft sein wird, erhöht deren sicherheitspolitisch-strategische Bedeutung. Es sind vor allem Städtenamen, die mit aktuellen Konflikten in Verbindung gebracht werden: Mogadischu, Sarajewo, Grosny, Bagdad und Falludscha sind die „vertikalen Schlachtfelder“, in denen sich teils hochmoderne Armeen des Informationszeitalters mit den Anforderungen der modernen Krisenbewältigung konfrontiert sehen. Einige urbane Einsätze werden sich zukünftig auf „Friedensmanagement“ beschränken. Sie finden überwiegend zur Unterstützung der Polizei statt, sollen die Ernährungsgrundlage der Zivilbevölkerung sichern oder Kriegsparteien auseinander halten. Andere werden jedoch, wie es der US-Militärautor Ralph Peters formuliert, eher einem „Stalingrad-Szenario“ ähneln. Sie stellen daher ganz andere Anforderungen an Ausbildung und Ausrüstung. Insgesamt werden alle denkbaren urbanen Militärszenarien im US-Militär mittlerweile unter den Sammelbegriff MOUT (*Military Operations on Urbanized Terrain*) gefasst.

Die sicherheitspolitische Schlüsselfrage, der im folgenden nachgegangen werden soll, lautet deshalb: Wie müssen die Soldaten der Zukunft in solchen Szenarien ausgerüstet sein? Mit welchen Mitteln werden sie städtische Krisenszenarien bewältigen können?

Das Moraldilemma des Westens

Der strategische Wert von Städten liegt nach konventioneller Betrachtung darin, dass sie Industrie-, Wirtschafts-, Politik-, Kommunikations- und Kulturzentren von Staaten bilden. Als solche war ihre Eroberung oder Zerstörung oft das Ziel von Kriegsparteien. Heute gibt es eine weitere strategische Dimension, bei der es sich nicht um Eroberungs- bzw. Zerstörungsabsichten handelt: Städte sind zu Zentren humanitärer Krisen geworden, meist in Staaten, die keine mehr sind. Interventionskräfte müssen die Versorgungswege gegen den Widerstand lokaler Akteure öffnen oder sichern.

Ihre Kontrolle ist zudem oftmals von einer psychologischen Bedeutung, die sich auf den Verlauf eines ganzen Interventionseinsatzes oder Krieges entscheidend auswirken kann. So erwies sich der Kampf um die vietnamesische Stadt Hué während der Tet Offensive 1968 als kriegsentscheidend. Die vietnamesischen Strategen hofften sich eine Woche des Durchhaltens, um den Amerikanern eine Propagandaniederlage zufügen zu können.

Als diese dann drei Wochen brauchten, um Hué zurück zu erobern, war der Vietnamkrieg dadurch medial in fast jedem Wohn- bzw. Fernsehzimmer in den USA angekommen. Obwohl die Amerikaner die Tet-Offensive abwehrten und der Vietkong die denkbar blutigste Niederlage hinnehmen musste, brachten die Schreckensbilder die Kriegs-

Der Bundesverband Sicherheitspolitik an Hochschulen (BSH) ist der Dachverband sicherheitspolitischer Hochschulgruppen an deutschen Universitäten. Der BSH setzt sich aus sicherheitspolitisch interessierten Studierenden, Doktoranden und Lehrkräften aller Fachrichtungen zusammen. Die Mitgliedschaft im BSH steht allen sicherheitspolitisch interessierten Personen mit akademischem oder praktischem Hintergrund offen, welche die Grundsätze und Ziele des BSH teilen.

Grundsätze des BSH

Der BSH steht ein für die Verteidigung der Werteordnung des Grundgesetzes. In unserer sicherheitspolitischen Arbeit bildet die Auseinandersetzung mit Bedrohungen dieser Werteordnung einen Schwerpunkt. Zudem ist uns die Aufrechterhaltung der akademischen Freiheit ein besonderes Anliegen. Die Schaffung von Erkenntnis im Wettbewerb der Ideen setzt voraus, daß alle Stimmen gehört werden.

Die Arbeit des BSH

Die Arbeit des BSH richtet sich an alle Studierenden und erfolgt überparteilich und überkonfessionell.

Die Aktivitäten des BSH umfassen:

- Sicherheitspolitische Bildungsarbeit an Hochschulen
- Akademische Nachwuchsförderung im sicherheitspolitischen Bereich
- Wissenschaftliche Auseinandersetzung mit sicherheitspolitischen Fragestellungen
- Weiterbildungs- und Qualifikation der Mitglieder im Bereich politische Bildung und Sicherheitspolitik

Impressum

Wissenschaft & Sicherheit wird herausgegeben durch die AG Wissenschaft & Sicherheit des BSH und erscheint in unregelmäßigen Abständen. Kontakt und kostenloses elektronisches Abonnement unter gs@sicherheitspolitik.de.

Kontakt:

Bundesverband Sicherheitspolitik an Hochschulen
- Geschäftsstelle -
Provinzialstr. 91
53127 Bonn

Tel.: 0228/2590 914

Fax: 0228/2590 950

Im Internet: www.sicherheitspolitik.de

ISSN: 1613-5245 (elektronische Ausgabe)

Verantwortlich für diese Ausgabe: Dr. Stephan Maninger.

wende. 1993 wiederholte sich dieser Vorgang in Mogadischu; der Tod von 18 Amerikanern bewirkte den Rückzug der US-Streitkräfte aus dieser „humanitären Intervention“. In Städten verließen die Grenzen zwischen Kombattantenlichen Überflussgesellschaft, nämlich den auf postheroischen Moralvorstellungen beruhenden politischen Willen. Entsprechend wurde eine militärische Niederlage des Vietkong zum strategischen politischen Sieg verwandelt. Die USA als „Moralgesellschaft“ konnten nicht länger den notwendigen politischen Durchhaltewillen aufrechterhalten; in Mogadischu wollte die Clinton-Regierung es gar nicht erst auf die Probe stellen. Auch die US-Streitkräfte im Irak zeigten erste Ermüdungserscheinungen in Form von Kampfverweigerung (bisher allerdings nur unter Nationalgardeeinheiten) und sind durch politisch initiierte Einschränkungen im militärischen Vorgehen gehemmt.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Gegner von heute und morgen sich nicht nur aller moralischen Komplexitäten des westlichen Kriegsverständnisses bewusst sind, sondern sich auf die Ignoranz westlicher Politiker und Journalisten in militärischen Fragen verlassen können. Westliche Verteidigungsminister haben selten selbst militärische Erfahrungen. Und westliche Regierungschefs treffen Entscheidungen über Krieg und Frieden, ohne, um es mit *Bismarck* zu halten, jemals selbst „in die gebrochenen Augen eines Grenadiers“ geschaut zu haben. Tatsächlich werden Armeen immer öfter mit den besten Absichten in Krisenregionen geschickt, nämlich zum Vermeiden oder Lindern humanitärer Katastrophen.

Die Kriegsregeln und -gesetze der konventionellen Kriegführung lassen sich schwer auf solche Szenarien übertragen. Vor allem jedoch ist das Vorgehen in einem fremden Umfeld problematisch, d.h. dort, wo eine erhebliche kulturelle Distanz zwischen den eigenen Truppen und den Einwohnern besteht. Während der Gegner aus dieser Bevölkerung stammt und den eigenen Wertvorstellungen entsprechend kämpft, befindet sich der westliche Soldat permanent in der moralischen Defensive. Falludsch zeigte die Problematik noch einmal deutlich. Die US-Soldaten hatten es mit Gegnern zu tun, die nicht uniformiert waren, sich verwundet samt amerikanischer Sanitäter in die Luft sprengten oder diese bei deren Hilfeversuchen durch gezielten Schuss töteten. Medial wurden seltsamerweise nur Vorfälle kritisiert, bei denen sich US-Soldaten Übergriffen schuldig machten.

In der Praxis stehen westliche Soldaten häufig in Situationen, bei denen die Grenzen keineswegs so deutlich sind wie im klassischen Kriegsrecht oder in den Köpfen der politischen Führung. Das Moraldilemma kann dann lebensbedrohliche Konsequenzen haben: Handeln die Soldaten konsequent auftragsgemäß, wird ihnen leicht von westlichen Kommentatoren „Brutalität“ unterstellt. Handeln Soldaten nicht, scheitern sie und provozieren dadurch eine Steigerung der Instabilität. In Ruanda und Bosnien waren westliche Soldaten oftmals Zuschauer von Gräueltaten und wurden zur Zielscheibe gegnerischer Kämpfer wie westlicher Medien; letztere hätten vermutlich nicht weniger Kritik geübt an den Soldaten, wenn diese beim Eingreifen ihre Gegner getötet hätten.

Mithin stehen westliche Streitkräfte daher zusehends in einer bedenklichen Situation. Sie sind verdammt, wenn sie einschreiten und verdammt, wenn sie nicht einschreiten. Das Moraldilemma ist im Kern auf das mangelnde Verständnis für die dem Einsatz von Gewalt unterliegende Logik zurückzuführen. Die „Kriegermentalität“, welche die dunkleren Gassen des „globalen Dorfes“ beherrscht, ist den westlichen Entscheidungsträgern, Medien und Interventionskräften oft fremd. Nur so kommt es zu faulen Auftragsregeln und Kompromissen, an deren Ende erschüt-

und Nichtkombattanten; oftmals befinden sich Letztgenannte unter den Opfern. Deren Leid und Tod trifft die Achillesverse einer jeden west-

ternde Bilder von an Brücken geketteten Offizieren (Bosnien) oder unverhinderten Massakern wie in Kigali (1994) und Srebrenica (1995) um die Welt gehen. Es sind gleichzeitig Bilder vom Versagen militärischer Tugenden. „Schneid“ und „Tapferkeit“, jene Kernwerte, die letztlich über Erfolg und Niederlage entscheiden, gelten als historisch belastete Begriffe und man nimmt das Versagen in Kauf, weil man die gute Absicht bewertet und nicht die Folgen des unterlassenen Handelns. Die Bundeswehr symbolisiert diese fragwürdige Entwicklung exemplarisch durch die Abwesenheit eines Tapferkeitsordens - ein weltweit einmaliger Vorgang und ein deutlicher Hinweis auf die Prioritätenliste deutscher Politik. Diese im Kern antimilitärische Grundhaltung prallt in Auslandseinsätzen auf die „inkompatiblen“ Wertesysteme der Einheimischen und schafft oftmals die Voraussetzungen für das Scheitern eines Einsatzes. Dabei zeigt sich oft die kulturelle Spannung zwischen Kriegergesellschaften und „Wehrbeamten“. So meinte der Warlord des afghanischen Faisabad zur Bundeswehr nach den Unruhen im September 2004, die deutschen ISAF-Soldaten seien eine „nette Armee“ und „Die deutschen Soldaten musste ich auch noch beruhigen – die hatten große Angst“. ¹ „Nette Armeen“ scheitern, denn ihre Rolle als Beschützer erlaubt nur einen begrenzten Grad an Nettigkeiten, weil wahrgenommene Schwäche die rauerer Elemente in Krisenherden ermutigt und Soldaten dadurch sehr schnell zu Zuschauern oder gar Zielscheiben werden.

Das „vertikale Schlachtfeld“ der Zukunft

Obleich Sarajewo Anfang der neunziger Jahre das Bild des modernen Häuserkampfes prägte, waren es die Erlebnisse der US-Interventionskräfte in Mogadischu und der russischen Armee in Grosny, auf die sich Militärexperten in Vorbereitung auf moderne Szenarien konzentrieren. Vorgehen sind darin Truppen, die kämpfen sollen, aber die Zivilbevölkerung gleichzeitig stärker schonen müssen als dies in der Vergangenheit der Fall war. Und zwar deshalb, weil der Schutz der Zivilbevölkerung im Sinne von humanitären Missionen, wie schon erwähnt, immer öfter den eigentlichen Einsatzgrund bietet. Die Briten brachten ihre Nordirland-Erfahrungen in den Irak mit, was medienpolitisch erfolgreich war, sie jedoch militärisch und politisch vor ungelöste Probleme im Süden des Landes stellt. Denn die Zurückhaltung der Briten, obgleich erfolgreich im katholisch/protestantischen Nordirland, ist den Herausforderungen eines islamisch geprägten Einsatzgebietes nicht gewachsen. Einer Vielzahl von nichtstaatlichen Akteuren wird die Kontrolle über große Teile des Landes überlassen. Die beiden Extrembeispiele zwischen Zurückhaltung und massivem Einsatz bieten Mogadischu und Grosny.

¹ Focus Interview, 20. September 2004, S. 246. Während Ende 2004 Deutschland von „Folterskandalen“ in der Bundeswehr gerütert wurde, blieb dieser weitaus größere Skandal eher unbemerkt. Das Verhalten der Bundeswehr im Kosovo während der Märzunruhen im gleichen Jahr scheint die Wahrnehmung des Afghanen zu bestätigen. Deutsche Soldaten können zur bevorzugten Zielscheibe werden, indem sie sich als schwächstes Glied in internationalen Militärallianzen erweisen, ähnlich wie die Holländer dies 1995 in Bosnien waren. Durch deren betont unmilitärisches Verhalten ermöglichten sie seinerzeit das größte Massaker der europäischen Nachkriegsgeschichte, in dem serbische Milizionäre ca. 7000 bosnische Flüchtlinge ermordeten.

Mogadischu (1993)

Als 1993 der Befehlshaber der US-Truppen in Somalia schon vor dem späteren Debakel um schwere Kampfpanzer bat, winkte Washington ab. „Humanitäre Missionen brauchen bekanntlich keine Panzer“, lautete damals die herrschende Einsatzdevise. Somit wurde – in Verkennung einheimischer Kultur und Machtverhältnisse – „Fehler 1“ begangen. Realitätsverweigerung aus kultureller Ignoranz und militärische Überheblichkeit mündeten in ein Debakel. Der Tod von 18 US-Soldaten und ca. 1.300 (!) Somalis führte zum Abzug und zum Scheitern der Mission.² Ein schlecht bewaffneter, aber rücksichtsloser und entschlossener Bandenführer hatte der „alleinigen Supermacht“ seinen politischen Willen aufgezwungen. Und so etwas spricht sich im „globalen Dorf“ herum.³

Grosny (1994)

1994 scheiterte eine weitere Großmacht im ersten Kampf um Grosny - trotz des Einsatzes von schweren Waffen. Freilich war die Bevölkerung eine andere als in Somalia. Die Tschetschenen waren schwerer bewaffnet als die Somalis, vertraut mit moderner Technik, besser ausgebildet und mit Unmengen an Munition versehen. Somit begann das Debakel der Russen schon gleich am Anfang des Einmarsches. Die russische 131. „Maikop“ Brigade traf am Mittag des 31. Dezember 1994 bei ihrem Einmarsch in die Innenstadt auf keinen Widerstand. Abgesehen und zum Teil im Hauptbahnhof in Stellung gegangen, befanden sich zusätzliche Eingreifreserven in den Seitenstraßen. Die Tschetschenen griffen diese Reserven überraschend an, zerstörten zuerst die vorderen und hintersten Fahrzeuge. Dann wurden die nun eingeschlossenen Truppen und Fahrzeuge aus Kellern und oberen Stockwerken der Wohnhäuser beschossen und aufgerieben. Diese waren auf dem so genannten „vertikalen Schlachtfeld“ in ihrer Fähigkeit, das Feuer zu erwidern, eingeschränkt. Die Rohre ihrer Panzer konnten nicht niedrig bzw. hoch genug eingestellt werden, um die Keller und Dächer der Häuser in unmittelbarer Nähe unter Beschuss zu nehmen. 20 der 26 Panzer, 102 der 120 Mannschaftstransportwagen und 800 der 1.000 russischen Soldaten fielen diesem Hinterhalt zum Opfer. Danach wurden die Kräfte im Bahnhofsgebäude von zum Zentrum strömenden Tschetschenen umzingelt und bis zum 2. Januar 1995 völlig aufgerieben.

Das war jedoch nur der Auftakt. Die Russen spürten die volle Wucht der tschetschenischen Kampftruppe, die sich manchmal mit drei oder vier Mann aus dem Hinterhalt bemerkbar machten, oder auch mit bis zu 200 Mann erbitterten Widerstand leisteten. Zivil gekleidet, boten sie sich als „ortskundige Führer“ an und führten zahlreiche russische Patrouillen in Hinterhalte. Gruppen von 15-20 Mann gingen in der Nähe von Schulen und Krankenhäusern in Stellung, nahmen die Russen unter Beschuss und verschwanden, bevor diese mit massiver Feuerkraft reagierten. Die zerstörten Ruinen solcher Zivileinrichtungen förderten die

² Während oftmals die Amerikaner als geschlagen und die Somalis als „siegreich“ dargestellt werden, zeigen Untersuchungen in dem Stadtteil, in dem gekämpft wurde, dass die männliche Bevölkerung durch die hohen Verluste keineswegs eine Wiederholung anstrebte. Der Abzug war daher übereilt und für die lokalen Kriegsherrn ein außergewöhnlich glückliches Ereignis. Vieles spricht daher dafür, dass die Amerikaner den Rangordnungskonflikt gegen Aided eigentlich schon fast gewonnen hatten.

³ Unter Sicherheitsexperten wird weitgehend akzeptiert, dass die Großverbrechen der Neunziger - in Ruanda und Bosnien - nicht zuletzt durch dieses Verhalten gefördert wurden. Die Täter hielten die Interventionswahrscheinlichkeit für gering und sahen sich dadurch ermutigt.

internationale Kritik am zunehmend enthemmten Vorgehen der russischen Armee.

Auch ohne solche Provokationen war die bevorzugte Waffe der Russen - spätestens ab dem zweiten Tschetschenienkrieg - nun die Artillerie. Mit bis zu 4.000 Granaten pro Stunde erlebte Grosny ein Feuer der Verwüstung, das an die Schlachtszenarien des Zweiten Weltkrieges erinnerte. Weniger sichtbar, aber zumindest genauso „effektiv“, waren später dann auch die Infanterietrupps der Russen, die trotz ihrer relativ schlechten Ausbildung sehr schnell lernen mussten, sich gegen die Tschetschenen zu behaupten. Mit Flammenwerfern und im Feuerschutz der Panzer, die jetzt nur noch zur Unterstützung der Infanterie eingesetzt wurden – und dies möglichst außerhalb des Wirkungsbereichs der gegnerischen Panzerabwehr – arbeiteten sie sich mühsam vor. Durch eine Vielzahl von Minenfallen, Tunnelsystemen und Heckenschützen gebremst, wurde die psychologische Einsatzfähigkeit des durchschnittlichen Soldaten auf maximal drei Stunden berechnet. Grosny zeigte schwache taktische Führungsfähigkeiten auf Unterführerebene, Ausbildungs- und Ausrüstungsdefizite, wie auch mangelhafte Disziplin als Ursachen für das anfängliche Versagen. Nur der Einsatz von massivem Feuer - ohne Rücksicht auf Zivilverluste - brachte die Stadt unter Kontrolle der russischen Armee.

Bagdad und Falludscha (2003/2004)

In vielerlei Hinsicht zeigen alle Städteszenarien die paradigmatischen Probleme moderner Armeen im Hinblick auf den Häuserkampf. Als 2003 die amerikanische Armee nach Bagdad vorstieß, gelang die Eroberung der irakischen Hauptstadt mit verhältnismäßig geringen konventionellen Kräften und auch der Einsatz von Kampfpanzern verlief relativ glimpflich. Der Fall von Hauptstädten in zentralistisch strukturierten Staaten bewirkt meist den Zusammenbruch der Regierungstreitkräfte, und so war es auch in diesem Falle. Als Besatzungstruppe wurde die 4. US-Infanteriedivision mit Ausbildungsschwerpunkt Häuserkampf eingesetzt.

Doch die US-Armee benutzt noch immer den Ausbildungsrahmenplan von 1979, der zwar wichtige und universalrelevante Grundlagen des Häuserkampfes bietet, aber selbstverständlich nicht immer die zwischenzeitliche technologische und politische Entwicklung berücksichtigt.⁴ Durch die Länge und Vielfalt der Einsätze sind die Kampf- und Spezialeinheiten mittlerweile überdehnt und Operationen in bebauten Gebieten sind unvermeidlich mit einer Infanterieintensität verbunden, die die personellen Kapazitäten der US-Streitkräfte im Irak überschreitet. Die Erwartung und der Versuch, irakische Sicherheitsstrukturen zu entwickeln und einzusetzen, scheitern am Grad der Infiltration dieser Strukturen durch den Gegner. Die Offensive gegen Falludscha Ende 2004 ist durch politische Einmischung, halbherzige Ziele und die massive Unzuverlässigkeit irakischer Streitkräfte ein Musterbeispiel eines „verlorenen Sieges“. Den Kampf um Falludscha analysierten die US-Streitkräfte selbstkritisch und mit dem Blick auf zukünftige Unternehmen. Spezialwaffen und -ausrüstung (Knieschützer, Strick- und Faltleitern) in ausreichender Anzahl, aber auch die ausreichende Versorgung mit Kommunikationstechnik, wie sie zur Zeit meist nur bei Spezialkräften zu finden ist, erwiesen sich für alle gesetzten Kräfte als dringend erforderlich. Als weitaus problematischer haben sich einige Ausbildungsdefizite erwiesen. Der kombinierte Einsatz unterschiedlicher Waffengattungen hat unzeitgemäße und überflüssige Koordinationsschwierigkeiten aufgezeigt. Trotz

⁴ Eine verbesserte Fassung befindet sich in der Entwicklung.

neuester Zielausrüstung zeigen US-Soldaten, mit Ausnahme der Spezialeinheiten, erheblich Defizite in ihren Schießkünsten. Die Folge ist unzureichende Feuerdisziplin, ein hoher Munitionsverbrauch (wodurch längere Versorgungspausen entstehen) und reduzierte offensive Beweglichkeit auf Gruppen-, Zug-, und Kompanieebene. Der unzweckmäßige Einsatz von „überzeugender Feuerkraft“ führt auf taktischer Befehlsebene zu Einschätzungsfehlern in der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Wirkmittel. Diese Erkenntnisse schmälern nicht die tatsächlichen Erfolge der US-Truppen. In der Tat war der Einsatz des britischen *Welsh Guards Regiment* im amerikanischen Sektor auch eine Gelegenheit zum gegenseitigen Erfahrungsaustausch. Die Briten, deren Sektor zwar relativ ruhig ist, weil sie die Warlords und Kriegerbanden größtenteils gewähren lassen, waren vom amerikanischen Ansatz beeindruckt. Das zukünftige „Falludscha“ der britischen Expeditionskräfte liegt möglicherweise 160 km nördlich von Basra und heißt Majar-al-Kabir. Mit seinen 80.000 Einwohnern ist es die Hochburg schiitischer Stammeskonflikte und der Schauplatz eines blutigen Mordes an sechs britischen Militärpolizisten im Juni 2003. Die Täter sind einflussreiche Lokalherrscher, die die irakische Polizei größtenteils kontrollieren und die Stadt zur *no go area* für Koalitionstreitkräfte erklärt haben. Ein Offizier der *Welsh Guards*, Oberstleutnant Bathurst, gab zu, dass die weichere Taktik gescheitert ist und weitere Versuche des *Peacekeeping*-Ansatzes „von Anfang an scheitern werden. Stärke wird hier respektiert. In der Hinsicht haben wir uns mehr bewegt als die Amerikaner“. Major Charles Antelme stimmt dieser Einschätzung zu und sagt: „Die Menschen hier respektieren den harten Kerl mit der Schusswaffe. Es ist Bandenland. Es ist der Wilde Westen. Sie befreien gewaltsam Leute aus dem Gefängnis. Zum fischen im Fluss benutzen sie Handgranaten.“

Siegekonzepte für die urbane Kriegführung

Kulturelle Kompetenzen: Spätestens im Krieg schwinden jegliche utopische Gleichheitsideologien rapide, meist erst nach schwerwiegenden Folgen für die eingesetzten Expeditionskräfte. Kulturelle Verhaltensmuster bestimmen oft über die Art der Kriegführung und beeinflussen nicht selten den Ausgang. So schreibt der britische Militärhistoriker John Keegan, dass es entlang der Entwicklungsperipherie „Kriegervölker“ gibt, „deren Werte stark die Männlichkeit, Ehre, Klanloyalitäten, Blutbande, Rache und ‚nie kapitulieren‘ hervorheben. Feigheit in jeglicher Form wird weder rationalisiert, noch entschuldigt, sondern bedeutet Schande, nicht nur für den Einzelnen, sondern für die ganze Familie, Klan oder Nation“. Solche kulturellen Denkmuster sind im Balkan, Kaukasus, Himalaja, in Zentralasien, im Nahen Osten und in Afrika verbreitet - überall dort, wo die zukünftigen „Globocop“-Abenteuer des Westens dessen Soldaten hinführen können. Als Musterbeispiel einer solchen Kriegermentalität können die tschetschenischen Kämpfer gelten, die in den Ruinen von Grosny im Artillerie- und Bombenhagel zäh ausharrten und trotz der aussichtslosen Lage mit erstaunlicher Gelassenheit und Opferbereitschaft den zahlenmäßig weit überlegenen Russen empfindliche Verluste zufügten.

Russen wie auch Amerikaner mussten mittlerweile schmerzlich feststellen, dass sie sich ohne Kenntnisse bezüglich der Mentalität der Einheimischen rasch in unerwarteten Situationen wiederfinden können. Somalis, die sich hinter ihre eigenen Frauen und Kinder stellten und auf Soldaten das Feuer eröffneten, waren für die US-Soldaten ein psychologisches Rätsel. Zu wissen, weshalb der Geg-

ner kämpft, aber auch wie intensiv bzw. zu welchen Mitteln und Opferbereitschaft er fähig ist, ist eine Grundvoraussetzung für die Vorbereitung von Militärunternehmen. Es nicht zu wissen, hat in der Geschichte zu demütigenden Niederlagen geführt. Vietnam, Afghanistan und andere Konflikte, in denen moderne Armeen sich zum Großteil durch kulturelle Ignoranz und Überheblichkeit in prekäre Lagen manövriert haben, dienen hier als Negativbeispiele der Epoche des Kalten Krieges. Sich mit der Dynamik ethnokultureller Auseinandersetzungen vertraut zu machen, ist für die militärische Schlagkraft westlicher Streitkräfte von herausragender Bedeutung.

Kommunikation: Es ist für jede Armee schwierig, die Verbindungen aufrecht- und die Abschnitte zwischen den jeweiligen Einheiten im Häuserkampf zu halten, wenn die Kommunikation nicht einwandfrei funktioniert. In Grosny nutzten die Rebellen Mobiltelefone, während die Russen eine Vielzahl von Problemen mit ihrem Funknetz hatten. Nicht nur hörte der Gegner mit und war daher in der Lage, auf Truppenbewegungen frühzeitig zu reagieren. Auch die Funker selbst waren ein bevorzugtes Ziel der Scharfschützen. Antennen wurden daher zum Zweck der Tarnung gebogen und unter der Uniform versteckt, was wiederum die Leistungsfähigkeit und Reichweite reduzierte. Dieses Problem blieb während des ganzen Feldzuges mehr oder weniger ungelöst. Demgegenüber bietet der kommunikationstechnologische Vorteil moderner westlicher Streitkräfte mehr Handlungsoptionen für die Einsatzkräfte und nimmt deren Gegner viele derer Vorteile.

Vorbereitung: Kein verfrühtes bzw. überstürztes Vorrücken. Die Truppe muss sich vor dem Stadtrand entfaltet haben und mit konkreten taktischen Zielen beauftragt sein. Logistische Engpässe müssen vor dem eigentlichen Einsatz der Bodentruppen behoben werden. Relevantes Kartenmaterial und GPS-Ausrüstung müssen auf Zug- bzw. Gruppenebene vorhanden sein. Der detaillierte Zeit- und Vormarschplan muss die Mentalität des Gegners einkalkulieren. Nicht alle Gegner kämpfen mit der gleichen Hartnäckigkeit. Kulturelle Unterschiede, die die Kampfbereitschaft beeinflussen, müssen daher schon im Vorfeld erkannt werden.

Ausrüstung: Moderne Ausrüstung zur frühzeitigen Erkennung des versteckten oder verschanzten Gegners muss in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen. Geräte, die auf Herzschlag, Körperwärme, Sonar und elektronische Impulse reagieren, werden modernen Armeen den entscheidenden Vorteil über deren zukünftigen Gegner bieten. Diese technologische Revolution wird von verbesserten Ortungs- und Zielkapazitäten im Sinne von „intelligenter Munition“ bis hin zum Einsatz von so genannten „Chamäleon-Kampfanzügen“ reichen, die den Soldaten weniger sichtbar machen, indem sich das Tarnmuster des Kampfanzuges automatisch dem Umfeld anpasst. Kampfwagen mit reaktiver Panzerung und für den Häuserkampf konstruiert, werden den normalen Kampfpanzer ersetzen. Die Anwendung von Wirkmitteln, deren Ziel nicht das Töten des Gegners ist, werden zunehmend Verwendung finden. Gase und Niedrigfrequenzimpulse werden Gegner zum Verlassen von befestigten Gebäuden zwingen und sie auf längere Zeit kampfunfähig machen, ohne sie zu töten. Amerikanische und israelische Beispiele zeigen außerdem, dass sich der urbane Einsatz von Panzern, trotz aller Risiken, als sinnvoll erweisen kann, wenn auch mehr zur Machtdemonstration oder als bewegliche „Feuerplattform“ zur Unterstützung von und gleichzeitig abgeschirmt durch Infanterie. Demgegenüber hat sich der Einsatz von un-

bzw. leicht gepanzerten Mannschaftstransportwagen (wie dem amerikanischen *Humvee*) als tödlich und unverantwortlich erwiesen.

Luftunterstützung wird mittelfristig noch durch Kampfhubschrauber geleistet werden. Doch auf Dauer werden sich unbemannte Systeme durchsetzen und somit auch die Luftwaffe auf Transport- bzw. – Logistikaufgaben reduziert.

Ausbildung: Die exponentielle Entwicklung der Militärtechnologie wird die Einsatzfähigkeit der Streitkräfte verbessern, aber auch deren Ausbildungszeit signifikant verlängern. Der Umgang mit solcher Technologie, vor allem aber die Fähigkeit, alle Waffengattungen koordiniert zum Einsatz zu bringen, wird ausbildungstechnisch weder mit der heutigen Wehrpflichtzeit zu vereinbaren sein, noch mit einer antimilitärischen Grundhaltung, zu der der Begriff „Bürger in Uniform“ zum Teil verkommen ist. Die Spezialisierung auf das „vertikale Schlachtfeld“, d.h. Hochhäuserkampf und infanterieintensive Szenarien auf Dächern, in Häusern, Kellern, auf Straßen und in der Kanalisation ist in jeder Hinsicht aufwendig. Was die Fallschirmjäger im 20. Jahrhundert waren, wird in Zukunft vom „Straßenkämpfer“ erwartet: Zähigkeit, Ausdauer, Kampfgeist, Eigeninitiative und Spezialisierung. Und all dies in einem Umfeld, in dem die Trennlinien zwischen „Kämpfern“ und „Zivilisten“ verschwommen sind und der Soldat sein Auftreten wie seine Handlungsoptionen ständig überprüfen und anpassen muss.

Fazit

Der technologische Vorsprung des Westens gibt dessen Soldaten einen unbestrittenen Vorteil. Konflikte in Städten werden durch den schnellen Zugriff auf zuverlässige Information entschieden, indem beispielsweise das exakte Wissen der eigenen Position wie der des Gegners nicht mehr auf dem bloßen Auge beruht. Wir können durch Rechner und Nachtsicht nicht nur den Gegner sehen, ohne selbst gesehen zu werden, sondern auch kommunizieren, ohne gehört zu werden. Taktische Truppenbewegungen erfolgen

daher schneller und mit einem zusehends besseren Einblick in die Feindlage.

Nur noch Fragen bezüglich des politischen Willens bleiben offen: Zum einen nach der Finanzierung von Ausrüstung für die Einsätze der Zukunft, und zum anderen nach der Bereitwilligkeit, solche Einsätze in der Praxis auch durchzusetzen. Denn der urbane Gegner steht hinter Zivilisten oder ist von ihnen schwer zu unterscheiden, verschanzt sich in Krankenhäusern und Schulen, er nutzt den Terror und sein über die Medien inszeniertes Opferbild als wirkungsvolle Waffe. Man kann niemals alle Gegner töten oder verhaften. Es gilt vielmehr die „Schmerzgrenze“ zu erreichen, die seinen politischen und militärischen Durchhaltewillen schwächt. Nur sind es aus demographischen und den erwähnten moralischen Überlegungen zur Zeit eher die Interventionskräfte bzw. die sie entsendenden Länder, die sehr schnell an der „Schmerzgrenze“ angelangt sind.

Literatur

Mark Bowden, *Black Hawk Down – A Story of Modern War*, G.K. Hall & Co., 1999.

Wesley Clark, *Waging Modern War – Bosnia, Kosovo and the Future of Combat*, Public Affairs, 2001.

Toby Harnden, „Welsh Guards seek justice for Redcap killings“, *The Daily Telegraph*, 12 December 2004.

Robert Kaplan, *Warrior Politics. Why Leadership Demands a Pagan Ethos*, Random House, 2002.

John Keegan, „The Warrior’s Code Of No Surrender“, *US News & World Report*, 23 January 1995

T. L. Thomas, „The Battle for Grosny: Deadly Classroom for Urban Warfare“, *Parameters*, US Army War College Quarterly, Summer 1999.

Ralph Peters, *Fighting for the Future – Will America Triumph?* Stackpole Books, 1999.

David Zucchino, *Thunder Run – Three Days in the Battle for Baghdad*, Atlantic Books, 2004